

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Barackenleben**

**Hesekiel, Ludovica**

**Berlin, 1872**

XII. Aus einer Passanten-Baracke

[urn:nbn:de:bsz:31-78954](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-78954)

## XII.

### Aus einer Passanten-Baracke.

Auf dem Schienenstrang vor den Baracken hält der Sanitätszug; die Kranken, die er gebracht, sind bereits in die einzelnen Baracken getragen, der Zug ist leer, einzelne Damen durchschreiten ihn, vom ersten Wagen bis zum letzten, denn um einen Verkehr während der Fahrt zu ermöglichen ist eine Verbindung zwischen den einzelnen Wagen hergestellt. Der letzte von allen ist der Küchenwagen, der eine kleine aber vollständig eingerichtete Küche nebst einem Vorrathskämmerchen enthält, auch eine Apotheke, ein besonderer Wagen für die begleitenden Schwestern, ein Zimmer für die Aerzte befindet sich auf den Sanitätszügen, deren ganze Einrichtung mich immer lebhaft an die eines Schiffes erinnert hat. Die Vorrichtungen für den Transport der Kranken selbst sind verschieden und im Augenblick ist es noch eine offene Frage, welche die zweckmäßigste ist. Jedenfalls sind für mich alle Sanitätszüge ein Beweis dafür gewesen, wie erfinderisch

die Liebe ist, wenn die Wissenschaft ihr die Hand reicht; vor allen Dingen aber sind sie ein sprechendes Zeugniß für die Fortschritte in der Krankenpflege; wer den Transport der Blessirten auf den Sanitätszügen mit den Schilderungen unserer Großmütter aus dem Jahre 1813 vergleicht, wird mir Recht geben. Auf der anderen Seite sind sie ein erfreuliches Zeichen des National- Wohlstandes, denn auch mit den größten Opfern wäre man anno 13 nicht im Stande gewesen, dergleichen Transportmittel zu beschaffen. Der Sanitätszug wurde also von einzelnen Damen, denen er keine Kranken gebracht hatte, einer genaueren Besichtigung unterworfen, während die Aerzte an neue undankbare Arbeit zu gehen hatten. Wenn sich der Leser über den Ausdruck undankbare Arbeit wundert, will ich ihm mittheilen, daß derselbe in seiner vollsten Bedeutung zu nehmen ist. Es giebt keine undankbarere Stellung als die eines Arztes an einem Lazareth, wo ihm freiwillige weibliche Krankenpflege zur Seite steht, ein Grund mehr, warum die meisten Aerzte so entschiedene Gegner derselben sind. Einmal wird es von den meisten Vorständen veräußt, den Damen strikten Gehorsam gegen die Befehle des Arztes immer und immer wieder zu predigen, und schon daraus entstehen eine Menge Unannehmlichkeiten, die dem Ganzen schaden und dem Arzte

die ohnehin schwere Arbeit noch schwerer machen. Die leifeste Opposition schon müßte mit Strenge unterdrückt werden, wer seinen eigenen Willen durchsetzen will, gehört nicht ins Lazareth. Dann kommt die Neigung vieler Frauen, auf eigene Hand zu curiren, hier hinter dem Rücken des Arztes homöopathische Tropfen zu geben, dort ein Senfpflaster zu legen, und sich damit zu trösten, wenn es nichts nützt, schadet es doch nichts. Ganz abgesehen davon, daß Dinge, die nichts nützen, immer schaden, raubt die Dame, ohne es zu wollen, dem Arzt ein Stück seiner Autorität dem Kranken gegenüber. Der Grundgedanke der weiblichen Krankenpflege muß nun einmal der sein, nur als helfende Hand aufzutreten, sich immer zurück zu ziehen und nie selbstständig auftreten zu wollen; fällt ihr doch ohnehin meist der ganze Ruhm zu, wenn ein Kranker nach langem Leiden endlich außer Gefahr ist, denn des Arztes, der vielleicht, wenn die Dame schon lange behaglich zu Hause an ihrem Kamin saß, noch sorgend und sinnend am Bett des Kranken stand, der vielleicht manche Nacht bei ihm wachte, denken die Wenigsten dann; die pflegende Dame, die Schwester ernten das Lob und die Dankbarkeit ein, das man ihrem treuen Walten gewiß nicht schmälern will, in dessen Ausschließlichkeit aber doch eine leise Ungerechtigkeit gegen die Aerzte liegt, die man auf der andern

Seite für jede schlimme Wendung im Verlauf einer Krankheit verantwortlich macht. Freilich stehen sie in Mitten ihres Berufs, und man könnte sagen, daß sie nur ihre Pflicht thun, aber einmal bringen die Aerzte im Kriege wirklich Opfer, wenn sie freiwillig in die Lazarethe gehen und ihre für sie doppelt kostbare Zeit zugleich mit ihren Kräften daran geben, und andererseits thut die freiwillige Krankenpflege doch auch nur ihre Pflicht, wenn sie so treu und umsichtig ist, wie nur möglich. Die Stellung und Behandlung der Aerzte in den Lazarethen ist vielfach ein wunder Punkt auch in diesem Feldzuge gewesen und Allen, die sich bei der weiblichen Krankenpflege betheiligen, möchte ich nur das Eine bemerken, daß die Aerzte, wenn es sein muß, auch ohne die Hülfe der Frauen in den Lazarethen fertig werden können, die Frauen aber schwerlich einen Erfolg bei ihrer Pflege erringen würden, ohne die Aerzte. So viel ist dies Thema besprochen worden und so wichtig ist es, daß ich dadurch ganz vom Sanitätszug und von meiner Passanten-Baracke abgekommen bin. Jeder Sanitätszug bringt nämlich eine Anzahl Reconvalescenten aus den Lazarethen mit, die er berührt hat, meist innerlich Kranke, die auf den Baracken ein paar Ruhetage, oft nur Stunden, genießen sollten, ehe sie in der Stadt, in den für solche Zwecke errichteten

Lazarethen untergebracht wurden. Zu ihrer Aufnahme war eine besondere Baracke bestimmt, die in den Zwischenzeiten bald als Trockenplatz, bald als Schneiderwerkstatt diente. Wenn ein Zug angezeigt war, wurde sie schnell aufgeräumt, die Betten rein überzogen und war dann in Nu mit müden und hungrigen Soldaten angefüllt. Zuweilen waren es 40—50 Mann und das Speisen derselben war dann in der That eine Aufgabe, aber sie sind noch immer satt geworden. Aus der Küche wurden die größten Kübel mit Essen, die reichlichsten Fleisch-Portionen geschickt, ich ließ sie an die Betten treten, und der Reihe nach mußten ihnen die Wärter das Essen reichen; schwierig war die Sache insofern, als jede Baracke immer nur 30 Schnäpfe und ebensoviel Löffel enthielt, da sie auf 30 Personen eingerichtet waren; ich mußte mir dann von anderen Baracken das Geschirr borgen und während dessen löste sich die Ordnung vollständig auf, die Wärter vergaßen, wenn sie gegeben und es half weiter nichts, als daß ich dann den Major, unsern militairischen Oberbefehlshaber, herbeiholte, unter dessen Commando die Sache dann sehr schnell von Statten ging. Der Hunger war gewöhnlich das Hauptleiden der Passanten, aber sie seufzten doch leise, wenn sie zufällig mit Reis oder Erbsenwurst empfangen wurden; Beides hatten sie im Felde zur Genüge kennen gelernt.

Gab es dagegen Mohrrüben mit Rindfleisch, dann hieß es: „Ach Gott, man merkt doch gleich, daß man wieder zu Hause ist!“ In den kalten Wintertagen empfangen wir sie gewöhnlich mit Glühwein, den sie auch gar gern tranken, viel lieber aber noch war ihnen die Flasche Bier, die sie zu Mittag erhielten. Gewöhnlich waren sie auch in Rücksicht auf ihre Kleidung im schauerhaftesten Zustande, aber es mußte erst viel hin und her gesprochen werden, ehe man ihnen helfen konnte. Der Grund lag darin, daß der Fall bei der Einrichtung des Lazareths nicht vorgesehen war und sich nun nirgends eine Bestimmung in Bezug auf Passanten vorfand. Unsere Vorräthe durften wir nicht zu arg angreifen, weil wir sie sonst unsern stehenden Kranken hätten, entziehen müssen und der Fiscus hielt die seinigen natürlich erbarmungslos fest. „Wenn nur der Fiscus nicht wäre,“ sagte der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. oft scherzend, und ich mußte immer daran denken, wenn wir Passanten hatten. Das Ende vom Liede war gewöhnlich, daß wir doch unsere Vorräthe plünderten; es waren ja auch Soldaten und manchmal dauerte es recht lange, bis sie entlassen wurden, einmal blieben 25 Mann volle 14 Tage, und als sie dann fort mußten, wurde es ihnen ordentlich schwer; ein guter Theil war inzwischen ganz gesund geworden und ging

direct zum Ersatz-Bataillon. Gewöhnlich aber glich die Passanten-Baracke einem Zigeuner-Lager, mit der Uniform warfen sich die Leute todtmüde auf die Betten, um ein paar Stunden zu schlafen, Einer benutzte die Zeit, um rasch einen Brief zu schreiben, dann kam das Essen, gleich darauf erschienen meist die großen Wagen, die sie abholen sollten, in aller Eile wurde ihnen noch Caffee gegeben, wenn sie schon auf dem Wagen saßen, die Cigarren gereicht und dann fuhren sie davon, wie sie gekommen. Dann wurde die Baracke gescheuert, gefegt, und die Wärter begannen Häckelsäcke in ihr zu stopfen.

Nüchtern und langweilig stand die Passanten-Baracke am äußersten Ende der Gruppe, Niemand geht herein und heraus, still und todt bleibt sie, nur der Wind treibt sein Spiel mit der Fahne, die darauf steckt, Tag ein, Tag aus herrscht dieselbe Dede darin und dann ist eines Morgens wie mit einem Zauberschlage alles anders geworden. Da laufen die Wärter hin und her, der Arzt du jour eilt hinein, am Heerde in der Küche steht eine der Damen und wärmt den Glühwein, drinnen in der Baracke brennt ein lustiges Feuer, eine Gruppe von Grenadieren hat sich um den Ofen herumgesetzt und schwätzt über Kriegsabenteuer, hin und wieder stöhnt oder jammert ein Kranker, heut gleicht sie ganz den anderen Baracken, ja es ist noch

mehr Leben darin, und den anderen Tag ist alles wieder beim Alten. Mit dem Aufhören der Sanitätszüge ist die Passanten-Baracke als solche überflüssig geworden, und ihre kleinen Neben-Räume werden auch nur noch als Vorrathskammer benutzt. Außer der Gräfin-Mutter, die den Schlüssel zu den Vorräthen hat, und des getreuen Küchen-Wärters Carl in himmelblauer Jacke, dem man den ehemaligen Kellner noch immer an der Geschwindigkeit mit der er seine langen, dünnen Beine hin und her wirft, ansieht, kommt kaum noch Jemand dorthin. Die Passanten-Baracke war der Kaleidoscop des Lazareths, immer neue, immer andere Bilder, aber keines ist in der Erinnerung haften geblieben, weil sie zu schnell aneinander vorübergeflogen sind. Dann ist das Instrument fortgelegt worden bis zum nächsten Sanitätszug, der es von Neuem geschüttelt hat, und so ist's gegangen Wochen-, Monatelang, es war auf der Passanten-Baracke eben Alles nur en passant.

---